

Aus unserer Reihe: „Wählen ist verkehrt!“ Heute: Frankreich Wie der Wähler erst einmal alles falsch und dann wieder alles gut gemacht hat

Was war der Franzosenwahlkampf ein Langweiler! Profis des guten demokratischen Geschmacks beliebten das Arrangement jeder Wahl – entschieden wird über das Personal der Macht, Zwecke und Instrumente des Regierens stehen fest – für derart selbstverständlich und darum nebensächlich zu halten, dass sie ihr Augenmerk ganz der „Figur“ widmen, die die Bewerber vor dem Publikum machen, das sie nach eben diesem Maßstab als mehr oder minder „vertrauenswürdig“ beurteilen soll. So war zu hören, dass die Alternative zwischen dem „verbrauchten Chirac“ und dem „steifen Jospin“, auf die sich das Sortiment der Kandidaten am Ende reduzieren wird, extrem anöden muss: Keine Vielfalt, programmatischer Einheitsbrei, null Stimmung – einheimische und auswärtige Wertungsrichter vermissen in der politischen B-Note das Entzücken, in das so ein zünftiger Ermächtigungszirkus das wahlberechtigte Volk versetzen müsste. Das sind Sorgen.

Dann der Schock! Nicht der sozialistische Regierungschef, sondern der Rechtsradikale Le Pen erreicht die Stichwahl gegen den Staatspräsidenten – und die Alternative hat das „wahlmüde“ Stimmvieh jetzt aber vom Hocker, spricht: an die Urne zu treiben: „Logischerweise dürfte es am kommenden Sonntag keinen einzigen Nichtwähler geben“ (Libération, 29.4.). Logischerweise? Hundertprozentig, wenn man der Logik der nationalen Verantwortung folgt, nach der am Kreuz des Wählers nun weit mehr hängt als üblich: Nicht bloß einer Partei und einem Führer den Blankoscheck ausstellen, mit Wählern wie Nichtwählern das zu machen, was die Notwendigkeiten einer mächtigen kapitalistischen Nation gebieten, sondern *Frankreich retten!* Wovor? Vor der „Ergreifung“ der Macht durch einen „Rechtspopulisten“, dem dieses wertvolle Gut partout nicht zusteht; der eine „andere Republik“ will, was die eine adelt, mit der die Franzosen bestens bedient sind; dessen Wahl die „Ehre Frankreichs beschmutzt“, seine „Stellung in der Welt gefährden“ und „Europa beschädigen“ würde – alles unabweisliche Gründe, für die amtierende *Staatsräson* zu votieren, die in diesen schweren Tagen mit der *Person* des Präsidenten zusammen fällt.

1. Wahlgang

„Le CHOC“ titeln die Zeitungen am Tag danach. Wie konnte es dazu kommen? Eine Frage, die bei Chirac/Jospin kein Mensch gestellt hätte; und das nicht bloß, weil die Demoskopen irrten: Die zu ermächtigen, ist total normal, ein Kreuz für Le Pen dagegen Hirnriss. Also präziser gefragt: Wie konnte passieren, was nicht passieren durfte? Diese Unterstellung ist die geistig-moralische Richtschnur der *Diagnosen*, die europäische Demokraten anlässlich des „Unfassbaren“ stellen und in denen sie vor allem über eines Auskunft geben: Welche Äußerung von nationalistischem Verstand auf ihr Verständnis rechnen kann und welche nicht. Die ausführliche Erklärung der SZ, für die Schuldspruch und Ursachenforschung dasselbe ist:

„Mit dem furchtbaren Erfolg des Rechts-Rechtsaußen Jean-Marie Le Pen hat Frankreich seine demokratische Unschuld verloren. Wann haben je die Wähler eines großen demokratischen Landes so irrational gestimmt; seit fast einer Woche suchen sie selber nach Erklärungen.“ (26.4.)

Der Analytiker findet sie auf beiden Seiten des politischen Spektrums:

„Da sind die Wähler der Linksradiكالen, die sich nun an den Kopf fassen. Sie haben trotzkistisch gewählt, ohne Trotzkisten zu sein, sie haben in ihrer Mehrheit der Regierung Jospin eins auswichen wollen und so als launische Linke einen aufrechten Sozialisten gestürzt. Der hatte gewiss taktische Fehler begangen, indem er sich zu sehr auf die Mitte kaprizierte, aber zu Fall gebracht haben ihn jene Linksradiكالen, die sich den Luxus des Rechthabens leisten, wie immer die Wahl ausgeht. Diese Parteien, die nach Mitgliedern über den Status einer Sekte nicht hinauskommen, verhöhnen die Sozialisten, die sich den Mühen der Kompromisse und den Stra-

pazen der Regierungsmühle ausgesetzt haben. Sie wollen einen anderen Staat, sogar einen anderen als ihre Wähler. Nachdem die Trotzkisten mit ihren zusammengenommen 10 Prozent der Stimmen Jospins Niederlage besiegelt haben, gehen sie auf die Straße, um sich nun als hehre Antifaschisten gegen Le Pen aufzuspielen. (...) Nur weil das linke Lager zersplittert war, konnte Chirac vorne liegen.“ Könnte es sein, dass die Leute, die Jospin nicht wählten, dafür ihre Gründe hatten? Worin immer sie bestehen – vielleicht haben sie bloß gemeint, der hat kein Herz für kleine Leute, verrät Arbeiterinteressen, ist auch nicht besser als Chirac: Sie gelten nicht. Die fehlenden 2% auf Le Pen hätten sie ihm einfach geben müssen. Vielleicht, weil seine Regierung weniger arbeiterfeindlich war als eine konservative? Der Nachweis wird erst gar nicht bemüht. Warum dann? Weil er sie *regiert* hat. Sicher, linke Franzosen mögen von einer sozialistischen Politik frustriert sein, die Lkw-Fahrer, Hafenarbeiter, Bauern und Arbeitslose genau so durch die Mühle „nackter“ Profitwirtschaft dreht, den Sozialstaat „abbaut“ und Krieg führt, wie sie das den Gaullisten jederzeit zutrauen: Ein Grund, ihrem Jospin den Dank für die „Strapazen der Regierungsmühle“ zu verweigern, den anständige Bürger ihren Herren schulden, ist das nicht. Erst recht gehört es sich für Linke nicht, einem sozialistischen Regierungschef die Zustimmung zu verweigern, wo der sich doch so viel Mühe gibt, seine gar nicht sozialistische Politik als „Kompromiss“, mit wem auch immer, darzustellen. Wer den Stimmzettel mit einem „Denkzettel“ verwechselt, über den er seiner Herrschaft Wünsche für eine bessere Welt zusendet, leistet sich einen Luxus, der nur erlaubt ist, wenn nichts daraus folgt, und hat, wenn es darauf ankommt, den Witz der Wahl verpasst: Abstimmen heißt Zustimmung.

Leute, die aus Ärger über staatstragende Sozialsvereine wählen, die gar nicht an die Macht dieses Staates wollen, missachten ihre erste Bürgerpflicht, die aus Wahlrecht und Meinungsfreiheit folgt: Auch in Frankreich muss Kritik „sagen, wie es besser gehen soll“; wer keine Vorschläge zur *alternativen* Gestaltung des bescheiden „es“ genannten Kapitalismus und Imperialismus macht, disqualifiziert sich selbst. Anlässlich linker Kreuze am falschen Fleck wird hochhoffiziell die sozialkundliche Illusion dementiert, mit seiner Stimme könne der kleine Mann etwas „bewegen“; kaum bewegt er sich ein wenig außerhalb des geordneten „Verfassungsbogens“, besteht die Nation trocken auf dem Zweck der Wahl: Die Stimme des Volks ist das *Mittel* zur Ermächtigung der Staatsräson; *sonst* ist Wählen verkehrt. Was die Beachtung der zielführenden Ortsangabe „Mitte“ einschließt: Im Zentrum der Macht sitzt die Einheit der Demokraten; dort hat das Volk, vom dem sie *ausgeht*, sie auch wieder *hinzu*tun. Umgekehrt bringt der Scherz, den Wählern trotzkistischer „Sekten“ sei egal, „wie die Wahl ausgeht“, den Skandal auf den Punkt: Wie die Wahl für *Frankreich* ausgeht, ist ihnen wurst; das bringt dem „zersplitterten“, ideell aber linken „Lager“ den Vorwurf ein, es versage in seiner *patriotischen Verantwortung*, die Nation vor ihrer faschistischen Alternative zu bewahren.

*

„Auf der anderen Seite des Spektrums haben die Le-Pen-Wähler ihrerseits die Herrschenden gestraft. Weil ihre *Malaise* niemand ernst nahm, ist ihnen keine andere Gegenwehr eingefallen. Denn die Tendenz der politischen Klasse war es, entweder anderer Leute Verhältnisse schönzureden, oder die untragbaren Zustände zu konstatieren und danach zur Tagesordnung überzugehen. Sie und ihre Nutznießer sind nicht betroffen, auch die Bürgermeister der Problemzonen wohnen in den beaux quartiers, den feinen Vierteln. Dort brennen keine Autos und da funktionieren die Fahrstühle. Die oberen Einkommensklassen haben keine Ahnung, wie die Menschen in den Vorstädten leben, die sich eine Wohnung in der Stadt nicht mehr

Fortsetzung Seite 3, Spalte 1 oben

16 + 1 Leichen in Erfurt

Eine „unbegreifliche Tragödie“ und das Umdenken, das dennoch aus ihr folgt

Auf den Amoklauf von Erfurt reagiert Deutschland prompt und unisono mit dem Ausdruck des Entsetzens: „unfassbar“, „unerklärlich“. Bundespräsident Rau, oberster Interpret des politisch Korrekten, spricht dasselbe als Vorschrift und Erklärungsverbot aus.

„Wir sind ratlos. Wir haben nicht für möglich gehalten, dass so etwas bei uns geschieht. Wir sollten unsere Ratlosigkeit nicht zu überspielen versuchen mit scheinbar nahe liegenden Erklärungen. Wir sollten uns eingestehen: Wir verstehen diese Tat nicht.“

Das ist freilich eine dicke Lüg. Die bürgerliche Welt versteht diese Tat ganz ausgezeichnet, wie übrigens jeden Mord. Wie sonst könnten Krimis verstanden und genossen werden, wie könnte der Zuschauer mit dem Kommissar um die Entdeckung des Täters wetteifern, wenn er die Motive nicht verstünde, über die sich der Täter verrät. Entgegen der beschworenen Ratlosigkeit sind die Zeitungen voll mit einfühlsamen Erklärungen.

„Robert flog, im Februar, zwei Monate vor der Abiturprüfung, von der Schule. Diese härteste Maßnahme, die eine Schule verhängen kann, wirkte für den strebsamen jungen Mann wie ein Todesurteil. Das Abitur war weg, unwiederbringlich, und das Studium damit auch. ... Eine Blamage, die er vor allen geheim hielt. ... Deshalb die Rache vom Freitag, diese Serie von Hinrichtungen und Bestrafungen.“ (Der Spiegel 18/2002)

Andere steuern schulpolitische Details bei – „Thüringen ist das einzige von 16 Bundesländern, in dem ein Schulverweis kurz vor dem Abitur den Weg zu einem Schulabschluss überhaupt verbaut. ... Wie kann es sein, dass ein Schüler, nachdem er zum zweiten Mal nicht zum Abitur zugelassen wurde, in ein biographisches Nichts fällt? ... Doch zeigt dies ein grundsätzlicheres Problem des deutschen Schulsystems: Auch in andern Bundesländern herrscht das Prinzip der Selektion. Schüler werden schon früh nach Leistung sortiert und damit Lebenschancen bereits nach der vierten Klasse festgeschrieben. ... So werden Einzelne entmutigt, und in den Schulen wird schleichende Verwahrlosung produziert. Diejenigen, die Fehler machen, stigmatisiert das System zu schlechten Schülern. Sie werden vom Gymnasium in die Realschule und von dort in die Hauptschule exportiert – oder fallen, wie im

Extremfall des Robert Steinhäuser, durch alle Raster.“ (Die Zeit 19/02, S. 31)

– wieder andere kulturkritische Verallgemeinerungen:

„Erfolg und Leistung sind die letzten Maßstäbe dieser Gesellschaft. ... Wenn der Mensch ausschließlich dadurch definiert ist, dass er Arbeit hat oder Geld hat oder die Zulassung zum Abitur, dann ist er ohne Arbeit oder Geld oder Abitur das schiere Nichts.“ (Die Zeit 19/02, S. 37)

Experten melden sich, die verstehen, worum es so einem Nichts dann noch zu tun ist:

„Dem Amoklauf scheint der soziale Tod vorauszu gehen: Ein Mensch fällt aus seiner Ordnung der Dinge und brütet im Privaten und im Inneren über seinen Unglücksvorräten. Die Erfahrungen von Unglück, Demütigung, Kränkung sind dann am explosivsten, wenn sie nur noch in sich kreisen. Die Vorstellung, andere Menschen in Furcht und Schrecken versetzen zu können, wird zu einer Quelle von Macht- und Überlegenheitsgefühlen. ... Jungen lernen, dass sie sich durchsetzen müssen. Sie brauchen Stützen für ihr lädiertes Selbstwertgefühl.“ (Die Zeit 19/02, S. 31)

Es ist auch nicht unbekannt, dass das lädierte Selbstbewusstsein auch schon vor der finalen Satisfaktion aus der puren Vorstellung der Rache Befriedigung ziehen kann und sich damit zum Kunden einer Unterhaltungsindustrie qualifiziert, die Rache-Phantasien bedient. Auch die richtige Reihenfolge von Horrorvideo und Amoklauf ist also verstanden. Überhaupt wird alles so sehr verstanden, dass nicht ein Artikel im deutschen Blätterwald, sondern gleich mehrere sich wundern müssen.

„Nach dem, was jeder Lehrer, Sozialpädagoge, Polizist und hinreichend aufmerksame Elternteil über die seelische Verwahrlosung vieler junger Menschen in diesem Land weiß, muss es eher verwundern, dass derartiges Unheil nicht häufiger geschieht.“ (Die Zeit, 19/02, S. 1)

I.

Die Interpreten verstehen die Tat und das ist kein Wunder. Sie befassen sich ja mit ihresgleichen, mit der Welt, in der sie leben, und

Fortsetzung Seite 4, Spalte 1 oben

Kritik der bürgerlichen Wissenschaft

Literaturwissenschaft

Vom sinnreichen Handwerkszeug der Interpretation

Vom Deutschunterricht im Gymnasium über den Einführungskurs in Literaturwissenschaft bis in die Hauptseminare begleiten den Germanistikstudenten ein paar Standardkategorien. Er weiß, dass es sich bei Poesie um FIKTIONALES handelt, kann erzählerische Produkte den Stichworten ICH-ERZÄHLER, AUKTORIALER ERZÄHLER und PERSONALER ERZÄHLER zuordnen und weiß zwischen ERZÄHLZEIT und ERZÄHLTER ZEIT zu unterscheiden.

So sehr der Student aber an die *Brauchbarkeit* dieser Standards gewöhnt ist (damit lässt sich fast jedes Stück Literatur fach-gerecht aufbereiten!), so wenig scheint für diesen Zweck ein *Wissen* vonnöten, was der Witz an derlei Kategorien ist und was man eigentlich über Literatur weiß, wenn man sie angewendet hat. Zum Beispiel die Sache mit der

Fiktionalität:

Irgendwie treten Germanisten da ja einem Zweifel entgegen, den eh niemand angemeldet hat: Wenn auf dem „fiktionalen Charakter“ dichterischer Produkte herumgeritten wird – alles ziemlich ausgedacht! –, dann stellt sich die Literaturwissenschaft an wie die Geschichtenerzählende Oma, die ihren erschreckten Enkel tröstet, es sei doch bloß eine Geschichte, die Geschichte.

Allerdings will die Literaturwissenschaft auf etwas gründlich anderes hinaus, wenn sie auf die Unverwechselbarkeit von Dichtung und Welt pocht. Es geht ihr nicht im Ernst darum, gegen einen Irrtum anzutreten. Im Gegenteil: Das erfundene Dilemma, Kunst und Wirklichkeit seien so schwer unterscheidbar, wird durch sein wissenschaftliches Dementi nämlich erst in die Welt gesetzt. Auf die Idee, dass sich Dichtung und Wirklichkeit aneinander messen lassen müssten, muss man erst einmal kommen. Gemessen an der Realität ist das Kunstwerk „bloß“ erfunden; gemessen an der Fiktion die Wirklichkeit „bloß“ real. Der Widerspruch löst sich durch die Schöpfung eines Kunstwortes auf, das die Vorteile beider Kategorien in sich vereint: Kunst soll weder bloß erfunden, noch einfach real sein, sondern irgendwie beides zugleich. Es kommt darauf an, dass man sich *in* der Gewissheit einer gegenseitigen Entsprechung von Dichtung und Wirklichkeit deren grundsätzlich unterschiedlicher Charaktere bewusst bleiben sollte. Die Dichtung soll eben *ideelles* Maß für die Wirklichkeit sein. Und dieser *Anspruch* der Literaturwissenschaft *an* die Literatur wird in der Kategorie FIKTIONALITÄT als *immanente Bestimmung* der Dichtung selbst vorgetragen. Entsprechend wird der Wirklichkeit der von der Literaturwissenschaft empfundene Mangel an künstlerischer Überhöhung mit einem „bloß“ als ihr eigenes, quasi objektives Defizit angehängt.

Bevor also auch nur zur Kenntnis genommen werden muss, was sich ein Dichter so ausgedacht hat, ist über die seltsame Stilisierung seiner *Fiktionen* zu fiktionalen Befassungsweisen mit der Realität eines immer schon im Voraus klar: Um einfach Ausgedachtes, wo außer der dichterischen Einbildungskraft und deren Wunschvorstellungen kein weiteres Gesetz am Wirken ist, handelt es sich nicht; jeder Reim gehorcht vielmehr dem hohen Auftrag, die Welt mit ihrer fehlenden Eigentlichkeit zu bedienen.

Dass damit ein Verbot ausgesprochen ist, Literatur eben nach ihrem Inhalt zu beurteilen, merkt ein Student ebenso schnell, wie auch, dass man die Literatur verfehlt, wenn man sich nicht vorrangig mit dem „Werkmäßigen“ an ihr befasst – geht es hier doch um eine fiktionale, also wahrhaftig mit einem ganzen geistigen Handwerkszeug geschaffene Welt. Weswegen der Fehlschluss von der Mühe literarischer Gestaltung auf die *Bedeutung* des so Entstandenen – für „uns“ und überhaupt – wohl erlaubt ist.

Erzählhaltungen

Da soll es nun darauf ankommen, ob eine Geschichte dem Leser von einem „Ich-Erzähler“, „auktorialen Erzähler“ oder „personalen Erzähler“ bekannt gemacht wird. Ihrem Inhalt

nach beschreiben besagte Fachvokabeln einen eher schlichten Sachverhalt: Der Autor lässt irgendwelche Begebnisse entweder „von“ einem der Akteure der Geschichte schildern, oder er schreibt „über“ sein Personal und richtet seine Ausführungen einmal mehr auf eine, mehrere oder alle Personen seiner Geschichte. Wie das geht, hat jeder in der Schule gelernt, wenn es darum ging, den Bericht über einen Autounfall durch die Brille einer beteiligten Person zu schreiben, oder im Grammatikunterricht, wenn Sätze vom Aktiv ins Passiv umformuliert oder konjugiert wurden.

Für den Literaturwissenschaftler erklärt sich die gewählte Form aber nicht daraus, dass sie dem Dichter für sein poetisches Anliegen offenbar passend schien; und er wollte auch nicht einfach darauf hinweisen, dass berufsmäßige Schriftkünstler der Grammatik und der Ausdrucksalternativen der deutschen Sprache im Allgemeinen mächtig sind. Seiner Meinung nach nimmt ein Dichter mit der jeweiligen Erzählweise gleich eine „optische Grundhaltung“ ein:

„Der psychologische Standort gibt den Personen und der Umwelt ihren poetischen Zuschnitt... und je nach seiner Wahl und konsequenten Durchführung kommt die Außenwelt kategorisch als „erlebte“ oder als „an sich seiende“ Wirklichkeit zur Darstellung.“ (*Lämmert, Bauformen d. Erzählung*) Demnach hätte Karl May nicht moralisierende Abenteuer geschichten geschrieben, sondern seiner Meinung Ausdruck verliehen, die „Außenwelt“ sei eine „erlebte“ und Raymond Chandler hätte nicht halbwegs spannende Krimis verfasst, sondern von der „an sich seienden Wirklichkeit“ gekündet. Allein die Tatsache der Verwendung einer der Erzählweisen soll die Haltung des Autors ausdrücken. Nicht *was* er schreibt, wird beurteilt, sondern am sehr äußerlichen *Wie* wird der eigentliche Gehalt seines Werkes festgemacht. Damit nicht genug. Mit der Umdeutung der *Erzählweisen* in „ontische Grundhaltungen“ kann ein Literaturwissenschaftler jeden beliebigen Dichter – irgendeine „Erzählhaltung“ muss er ja notgedrungen gewählt haben – schon ins rechte Licht rücken. Schließlich hat er sich um eine zwar alberne, in Akademikerkreisen aber sichtlich angesehene ontische, d.h. das ganze Sein in seiner umfassenden Grundsätzlichkeit betreffende Menschheitsfrage bemüht. Wollte der Ontoet die Wirklichkeit als eine „an sich seiende“ darstellen, so dass seine Helden wohl nur „objektive“ Erlebnisse hatten, oder wollte er sagen, dass man die Wirklichkeit nur subjektiv erleben kann, wobei sich dann fragt, was man da erlebt? Besonders nett ist an solchen Alternativen des Unsäglichen freilich, dass Literaturwissenschaftler ihre ins dichterische Handwerkszeug hineingeheimniste Schnapsidee auch noch als „Erfahrung“ des Dichters gewürdigt haben möchten: Als ob Schriftsteller, wenn sie qua Ich, Er oder sonstwie schreiben, Geboten der Realität folgen müssten oder folgten, die ihnen vorschriebe, wie sie überhaupt zu erfassen sei.

Eine andere zunftgemäße Variante, dem betretenen Gegenstand vor allem anderen erst einmal alle Achtung auszusprechen, besteht darin, den besagten „Erzählhaltungen“ eine gewaltige Wirkung auf den Leser zuzuschreiben. Der soll nämlich bei einer in der Ich-Form geschriebenen Geschichte nicht umhin können, mit dem Ich-Helden eine geistig-seelische Verbrüderung einzugehen, ganz unabhängig davon, ob die in der jeweiligen Figur verkörperten Ideen den seinen entgegenkommen. Hingegen kann eine Er-Geschichte ihren Leser nie und nimmer fesseln, wollte der Dichter doch mit jedem Personalpronomen daran erinnern, dass es sich um eine Geschichte handelt, die vom Leser „Distanz“ verlangt.

„Erzählzeit“ und „erzählte Zeit“

wollen dann auch noch unterschieden sein. Diese germanistischen Vokabeln beruhen auf der bahnbrechenden Einsicht, dass der in literarischen Produkten beschriebene Zeitraum weder mit dem Umfang an Druckseiten, noch mit der zum Lesen erforderlichen Zeit übereinstimmen muss und dies meist auch nicht tut. Die geistigen Operationen, die zu solcherlei Einsichten führen, sind von vorne bis hinten absurd. Zunächst ist schon der Zeit-Gesichts-

punkt für keine Bestimmung von gar nichts gut, kommt doch die Zeit, *in* der irgendetwas passiert sein soll oder erzählt wird, allem gleichermaßen zu, weswegen sie jeder Handlung ebenso äußerlich ist. Zum zweiten stellt die Wissenschaft in ihrem Vergleich von „Erzählzeit“ und „erzählter Zeit“ der Geschichte eine eigene Erfindung gegen über: – wieviel Zeit *wäre* verstrichen, *hätte* das Geschehen wirklich stattgefunden (wie viele Seiten ein Autor bräuchte, wenn er das auch noch nachempfinden wollte, lassen wir hier dahingestellt!). Auch wenn es um die „Erzähltechnik“ geht, bei der der Dichter eine Vor(!)geschichte in die Mitte (!) seines Buches schreibt oder Anspielungen auf spätere (!) Ereignisse seiner Geschichte macht, wird zur *erzählten* Geschichte ein germanistisches Surrogat als Vergleichspunkt hinzuerfunden, um die Abweichung vom Immer-hübsch-der-Reihe-nach für höchst aufschlussreich zu halten. Was ist nun gewonnen, wenn mittels eines sachfremden Vergleichs „Raffungen“, „Dehnungen“, „Rückwendungen“ und „Vorausdeutungen“ ermittelt werden? Gemäß der vorausgesetzten Logik, dass es doch kein Zufall sein kann, wenn da eine Geschichte dasteht und nicht alles „sukzessive“ passiert „wie im richtigen Leben“, schließt der Literaturwissenschaftler auf zugrunde liegende *Absichten* – und das sind keineswegs jene, die sich der Erzählung auch schon *ohne* die scharfsichtige Fragestellung entnehmen ließen. Der Dichter soll in der Tat *nicht nur* eine Geschichte geschrieben, sondern sie *auch noch* zeitmäßig „strukturiert“ haben. Was anderes wird ihm zwar kaum übrig geblieben sein, aber bitte: Wenn einem das nicht zu denken geben muss!

Noch gekonnter sind die Aussagen, die in der Geschichte eine „Spannung“ zwischen „Erzählzeit“ und „erzählter Zeit“ sehen wollen. Hier wird glatt die fiktive Vergleicherei des Literaturwissenschaftlers, die Geschichte mittels Irrealis in die wirkliche Welt und wieder zurück zu verlagern, zum Bestandteil der Er-

Tarifabschluss bei den Metallern: Wofür der Streik alles gut war

Keiner muss nachrechnen, von welchem Lohn die Arbeiter der deutschen Metallindustrie sich die nächsten 18 Monate zu ernähren haben: Das steht alles in der Zeitung. Die „4 vor dem Komma“ ist bezogen auf die Laufzeit bis Ende 2003 „real“ 3,1 bis 3,4 wert; davon „finanzieren in diesem Jahr 0,9 Prozentpunkte und 0,5% in 2003 das Entgelt-Rahmen-Abkommen (ERA)“; und Firmen, die der Tarifabschluss „in existentielle Not bringt“, müssen nicht zahlen und dürfen mit dem Betriebsrat einen niedrigeren Lohn vereinbaren. Vermögender sind die Proleten durch den Streik ihrer IG Metall nicht geworden, und weniger arbeiten haben sie auch nicht müssen, da der Produktionsausfall binnen 4 Tagen nachgeholt wird. Das heißt aber nicht, dass der Ausstand für nichts gut war. Die tägliche Berichterstattung zählt immerhin 7 gesellschaftlich nützliche *Funktionen* des Streiks: **Der Streik hat...**

1. bewiesen, dass die **Gewerkschaft** noch nicht tot ist. Weil man selbst für zugegeben matte 0,2% mehr als „das letzte Angebot“ der Arbeitgeber kämpfen muss, zeigt der Streik, dass *ohne* Gewerkschaft nichts rauszuholen ist. Was dann *mit* ihr rausgeholt wird, ist nicht mehr so sehr die Frage. Denn gewonnen ist die Demonstration, dass es den Verein noch gibt und das Streikrecht eine feine Ware ist. Das nennt der Vorsitzende Zwickel ohne Ironie ein „Meisterstück“.

2. den **Flächentarif** ein weiteres Stück beerdigt. Für dessen Erhalt wurde zwar die Arbeit niedergelegt, aber was soll's: Es steht ja auch nirgends geschrieben, wie groß die Fläche sein muss, dass ein Flächentarif ein Flächentarif ist. Dann sind Öffnungsklauseln für Not leidende Kapitalisten und Billiglöhne für die, die von ihnen abhängen, ein „Akt der Vernunft“ und retten die Arbeitsplätze, die sich für „den Mittelstand“, der es bekanntlich auch nicht leicht hat, noch rentieren. Das kommt davon, wenn man beim Streiken unbedingt vernünftig sein will und immerzu aufpasst, dass die Schädigung des Klassenfeindes, der es bekanntlich auch nicht leicht hat, „wirtschaftlich verträglich“ bleibt.

3. ohne Zweifel die **Streikkultur** bereichert. Wenn das Zentralorgan für knallharten Klassenkampf, der SPIEGEL, von einer „völlig neuen

zählung selbst erklärt. Wieder erzählt der Poet *mit Hilfe* seiner Geschichte eine *ganz andere* Geschichte als die, die er erzählt; was dem ungeschulten Leser womöglich verborgen bleibt, schafft mithin Arbeitsplätze für künftige Germanistengenerationen.

Bei einigen Literaturwissenschaftlern hat die Forschung bereits Konsequenzen gezeitigt. Sie wollten wirklich etwas bemerken und nicht mittels „Zeitstruktur“ immer nur bei dem mageren „Bemerkenswert!“ landen. So haben sie flugs die Tatsache, dass auf den einzelnen Buchseiten mal mehr, mal weniger passiert, zu einem Mittel erklärt, „das zentrale Thema *der Zeit* sprachlich zu veranschaulichen“. Ja, weshalb sollten in Erzählungen auch sonst zeitliche Beziehungen vorkommen! Untersuchungen, die Rolle „des Raums“ in der modernen Epik betreffend, sind vermutlich gerade in Arbeit und werden demnächst erschöpfende Auskunft darüber geben, warum Romanhelden sich einerseits ständig in geschlossenen Räumen aufhalten, andererseits wieder das Freie bevorzugen, wenn sie nicht gar in dauerndem Wechsel begriffen sind...

Fazit

Logisch: *Wegen* solcher Dünnbrettbohrungen kommt keiner auf die mit ihnen bezweckte Idee, in der Literatur ein Ringen um (im Wortsinne) irgendwie schwer grundsätzliche Grundfragen zu erblicken, die dann wahrscheinlich auch höchst wichtig und gewichtig sind. Es ist umgekehrt. Ein ordentlicher Literatur-Interpret *geht* von diesem unverrückbaren Vorurteil *aus*, so dass er es prompt auf jeder Romanseite bestätigt wiederfindet. Das genügt ihm so sehr, dass er weder die Implikationen seiner Standardkategorien kennen muss, noch über die „Bedeutung“, die sich mit ihnen ermitteln lässt, mehr als eine vage Vorstellung zu haben braucht. Auf mehr als den *Schein* einer *Bedeutsamkeit* der Literatur, die sich den bemühten Formalien noch allemal ablesen lässt, kommt es scheint's gar nicht an.

Form des Arbeitskampfs“ berichtet, „dem Schmusestreik“, freut das die Gewerkschaft. „Die IG Metall entwickelte ein Computerprogramm, mit dem sie die Lieferketten in der Industrie nun angeblich ‚besser verfolgen kann als das Statistische Bundesamt‘, so ein Funktionär“. Damit geht der Arbeitskampf als erster Ausstand in die Statistik der Arbeiterbewegung ein, wo die Streikleitung am Bildschirm ihres PCs jederzeit kontrollieren kann, dass nichts still gelegt wird. Da soll noch mal einer sagen, die Technik wäre kein Segen.

4. dem **Ossi** ein unvergessliches Erlebnis geschenkt. Zur Lohnabhängigkeit befreite ehemalige VEB-Zwangsarbeiter zwischen 18 und 55 durften sich freuen, „zum ersten Mal seit 70 Jahren im Bezirk Berlin-Brandenburg zu streiken“. Zur Belohnung zeigt ihnen die IG Metall, wie man ein knallrotes Leuchtleibchen überzieht und eine Trillerpfeife bedient.

5. geholfen, die **Konjunktur** anzukurbeln. Ob die 4% mehr als ein Ausgleich für Inflation und den „Teuro“ sind, dessen ist sich der bayrische IGM-Chef Neubauer nicht sicher. Er versichert jedoch, dass die Summe in voller Höhe *als Kaufkraft* dem deutschen Einzelhandel zur Verfügung gestellt wird.

6. das **Lohnsteueraufkommen** erhöht. Auch eine, wie die Gewerkschaft meint, oft zu Unrecht vergessene Funktion einer Lohn-erhöhung: Man kann den Arbeitern dann auch wieder mehr abnehmen.

7. gezeigt, welche wunderbare Einrichtung die **Tarifautonomie** ist. Bundeskanzler Schröder sagte, ein schöneres Ergebnis hätten Arbeitgeber und Arbeitnehmer auch nicht hingekriegt, wenn er dabei gewesen wäre. Ein bemerkenswertes Lob der Freiheit.

Nachdruck aus GEGENSTANDPUNKT 2-02

**Sozialistische Gruppe
Erlangen Nürnberg (SG)**
c/o Sprecherrat, Turnstr.7, Erlangen
www.sozialistischegruppe.de
E.i.S.; V.i.S.d.P.: E.Piendl-Witzke, c/o Turnstr. 7, Erlangen

„WÄHLEN IST VERKEHRT!“ HEUTE FRANKREICH – Fortsetzung von Seite 1, Spalte 2

leisten können. So sind die Menschen auf einen Demagogen hereingefallen.“

Interessant, wie viel Verständnis Demokraten für Wahlentscheidungen haben, die sie gar nicht billigen. Was immer Le-Pen-Wähler geritten hat – der Mann bietet eine starke Hand für kleine Leute, vertritt französische Interessen, ist kein feiner Pinkel aus Paris: *Deren* Beweggründe gelten. Das kommt daher, wie geläufig Wahlforschern ein politisiertes Denken ist, das im finsternen Mietshaus den Wunsch nach einem rechtsradikalen Präsidenten fasst; eine andere „Gegenwehr“ würde ihnen auch nicht einfallen. Die *Schlüsse*, die der Insasse verkommener Vorstädte aus seiner Lage zieht, sind Demokraten so vertraut, dass sie ihnen glatt eine Art Zwangsläufigkeit attestieren. Dabei folgt aus einem Leben in Armut und Dreck nur dann eine Politisierung, und zwar nach rechts, wenn die Leute gebildet genug sind, die *nationalistische Schuldfrage* zu stellen und in ihrem Sinn fündig zu werden.

Dann allerdings stehen kaputte Aufzüge auch umstandslos für die Sünden einer fettleibigen Elite, die nicht merkt, wie das treu dienende Volk darbt, und nur dann ist das Begehren nach einem Führer, der die Not rechtschaffener Franzosen wenigstens ernst nimmt, die Antwort. Wenn materiell minderbemittelte, moralisch aber vollwertige Mitglieder der Volksgemeinschaft sich unverdient „an den Rand geschoben“ sehen, dann spendet die Aussicht, einen „von ihresgleichen“ über sich setzen zu können, Trost. Für Le Pen spricht, dass er „aus einfachen Verhältnissen kommt“ und „kein Lackaffe“ ist: Den Proletkult als Ermächtigungsargument verstehen Demokraten voll und ganz. Sie sehen auch, dass in den Elendsvierteln, von Marseille und Calais die Probleme der Immigration unerträglich werden“ (SZ): Logisch, dass Autos brennen, weil der Staat Leute reinlässt, die ausweislich Pass & Hautfarbe nicht ins „Boot“ gehören und anständigen Eingeborenen ihre Ferraris anzünden. Verständlich, dass Bürger ihr Recht auf Beschäftigung zu jedem Preis anmelden, das doch „Franzosen zuerst“ zusteht. Schlimme Zeiten, wo Dahergelaufene aus dem Maghreb Arbeit haben und unsere Bürgermeister das zulassen. Nur normal also, dass rechte „Protestwähler“ die Folgen der Klassengesellschaft, die lohnabhängigen In- und Ausländern zu schaffen macht, in das Werk vaterlandsloser Kapitalisten und korrupter Politiker übersetzen. All die furchtbar falschen, für Patrioten aber furchtbar folgerichtigen Ideen verstehen Demokraten; sie denken selber so und kennen nur den Maßstab der Kritik, dass ein Land *verkehrt regiert* wird. An der Logik und Gedankenwelt von Le-Pen-Wählern entdecken sie keinen Fehler – außer einem: Dass die damit, mit ihrem beleidigten Nationalismus, dem *Falschen* nachlaufen. Was daran plötzlich verkehrter sein soll, wenn sie mit ihrem Wunsch nach starker & gerechter Führung auf einen „Demagogen hereinfallen“, als dem in dieser Hinsicht absolut gleich lautenden Angebot Chiracs oder Jospins zu vertrauen, ist einerseits unerfindlich, wird andererseits aber auch deutlich gesagt: Die *Konsequenz* ist es, die stört.

Denn eine solche Äußerung des Nationalismus von unten macht einen Konkurrenten stark, der die traditionelle, somit bewährte und quasi natürliche Konstellation der 5. Republik durch-einander bringt: Konservative und Sozialisten machen das Amt nicht unter sich aus; so weit sind sie einig: Das ist schlecht für Frankreich. Ausgerechnet der Politiker erreicht die Endausscheidung, der sich als einzig senkrechte Adresse *nationalistischer Unzufriedenheit* aufstellt und als Vertreter einer patriotischen Systemfrage geriert: So als wären die Stichworte seines Wahlkampfes – Europa böse, Immigranten erst recht böse, Frankreich und Franzosen zuerst! – auch schon *eine komplett abweichende Staatsräson*, tun die als „Pariser Mafia“ denunzierten Verwalter der Republik ihm glatt den Gefallen, seine Sprüche ernst zu nehmen, und holzen auf gleicher Ebene zurück: Der Mann ist ein *Feind der Nation*, der den Weg und die Werte, überhaupt alles verachtet, was Frankreich groß gemacht hat und auszeichnet. Im ganzen Land wird die Alternative Chirac oder Le Pen zur Schicksalsfrage aufbereitet: Wollt Ihr *diese Republik* oder den *anderen Staat*, den autoritären, rassistischen, nationalistischen und antieuropäischen? Mit dieser moralischen Frontstellung ist ebenso demokratisch-verlogen als auch sonnenklar ausgedrückt, worin die

Korrektur zu bestehen hat, durch die das Wahlvolk seinen Lapsus einzig wieder gut machen kann.

2. Wahlgang

Direkt nach dem ersten steht das allein „denkbare“, weil polithygienisch geforderte Resultat des zweiten fest: Mindestens 80:20 sind schnell als Endergebnis ermittelt, nach dem sich das Volk seines Anfalls von „Irrationalismus“ nicht mehr schämen müsste. Der Appell an die staatsbürgerliche Ratio bedarf nur weniger Worte: Alle wählen. Alle wählen Chirac. Alle verhindern Le Pen. Drangsale des Wählergewissens werden dabei nicht verschwiegen, sondern offensiv aufgegriffen: Nein, man muss „Chirac, le sac“, wie der Volksmund ihn nennt, nicht mögen, um ihn zu wählen; es genügt völlig, die *Republik zu lieben* und dies am 5. Mai frei, gleich und geheim vorzuzeigen. Um die zum Showdown zwischen wohnlicher Republik und faschistischer Gefahr aufgeblasene Entscheidung zu *seiner* Herzensangelegenheit zu machen, hat der Wähler eine Prüfung, *welche* Alternative mit Le Pen oder Chirac in der *Sache* zur Wahl steht, allerdings tunlichst zu unterlassen.

*

Der Rechtsradikale Le Pen stellt sich im Wahlkampf als Alternative auf, der etwas mehr vor hat, als „nichts anders, aber vieles besser zu machen“. Als treuer und zu Höherem berufener Diener seines Vaterlandes sieht er die Nation in einem verheerenden Zustand und nennt auch dessen Grund. Linke und rechte Parteien, die er ausnahmslos als „politische Klasse“ und „Bande“ bezeichnet, haben das Land durch „Misswirtschaft“ zugrunde gerichtet und ihre Mission vergeigt: „La Grande Nation“ zu ihr gebührender Größe zu führen. Der Befund weist den Weg seiner Behebung: Also braucht es einen Führer, der den Saustall aufräumt. Er hetzt gegen Arbeitsmarkt- und Ausländerpolitik als Verschleuderung der nationalen Ressource Volk, das durch die Duldung unbefugter „sans-papiers“ und den Einlass „minderwertiger Ethnien“ darum betrogen wird, was ihm qua seiner Identitätspapiere zusteht; ihre Vorrechte und ihre Ehre will Le Pen den Franzosen „zurückgeben“. Er beklagt den „Ausverkauf französischer Interessen“ an eine internationale „Bande“ namens Europa und singt öffentlich Kolonialistenlieder; im Falle seines Sieges will er den Euro wieder durch den Franc ersetzen und Frankreich „aus allen europäischen Verträgen herauslösen“. Zu Macht, Reichtum & Ruhm soll es auf anderen Wegen kommen. Le Pen spricht und polemisiert als der Staatsmann, der er ist: Seine Bilanz der Lage der Nation kopiert den Standpunkt des nationalen *Rechts auf Erfolg*, radikalisiert ihn aber auch. Sein Vorwurf des *Irrwegs*, auf den die 5. Republik Frankreich mit ihrem unerträglichen „Multikulti“, dem unsäglichen Euro und ihrer bloß vermeintlichen Führungsrolle in Europa hingeführt hätte, tanzt alle Mal aus der Reihe der üblichen Parteienkonkurrenz: Von dem will er die Nation weg führen.

Wegen dieser Parolen haben ihn seine Konkurrenten einen *Rechtspopulisten* getauft. Das Etikett transportiert die Kritik, Le Pen male den Zustand Frankreichs extra schwarz, um darauf sein trübes Stüppchen zu kochen, und bleibe vor allem die Erklärung schuldig, wie er der Nation *stattdessen* – ohne nützliche Farbe und den starken Euro, außerhalb und gegen Europa – den Erfolg verschaffen wolle, der ihr nach Ansicht auch und gerade seiner Kritiker unbedingt zusteht. Das scharfe Schwert immanenter Kritik eines Rechtsradikalen, der ein großer Führer sein will und doch nur ein „Schaumschläger“ ist – wüstes Geschrei und kein Erfolgsrezept dahinter! –, bringt zweierlei zum Vorschein: Erstens den Maßstab, nur verdienten Agenten französischer Staatsmacht à la Chirac und Jospin gebühre das Monopol, dem Volk zu sagen, wo's langgeht. Damit zweitens, wie schwer *die* es Le Pen machen, sie rechts zu überholen: Sie selber führen ihren Wahlkampf mit der Frage, wer den unzufriedenen Nationalismus der Franzosen ködert und einfängt, in ihrem Jargon: *besetzt*.

*

Die etablierten Parteien lassen es in Sachen Nationalismus an nichts fehlen: Das war die Parole, um deren glaubwürdigste Verkörperung die Favoriten Chirac und Jospin eiferten; und das nicht erst als „Antwort“ auf die Gefahr Le Pen. Was ihre *Taten* in Amt und Würden an-

geht, die sie dem ungebeten Rivalen von rechts draußen voraus haben – 1. Argument – , so stellten sie heraus: Der aktuelle imperialistische Weg Frankreichs führt, gegenteiligen Gerichten zum Trotz, nicht zum Niedergang seiner Wirtschafts- und Militärmacht, sondern bedient dessen Standort- und Weltmachtansprüche; er hat sich im Prinzip als – 2. Argument – *Erfolgsweg* bewährt. „Das beherrschende Thema des Wahlkampfes“ fasst die Botschaft patriotisch bewusstseinsbildend zusammen: Innere Sicherheit. Die zu gewährleisten, be-greifen die Regierenden als vornehme Pflicht, an deren Erfüllung sie sich vom Volk messen lassen wollen. Auf Dank ist ihre Versicherung berechnet, man könne „als Franzose“ auch nachts auf die Straße gehen, ohne gleich von dunkelhäutigen und/oder ungewaschenen Gestalten überfallen zu werden; den Populismus Le Pens, kein Eingeborener könne sich in „seinem“ Städten mehr *heimisch* fühlen, kontern sie mit dessen Umkehrung: Rundum *aufgehoben* – 3. Argument – kann sich das Volk in seiner Heimat fühlen, an welchen sozialen Ort einen das Dasein als Franzose auch verschlagen hat. „Seine“ Staatsgewalt passt auf ihn auf, was nicht als Drohung, sondern als Service zu verstehen ist: Lohnarbeitende und arbeitslose Inländer in den Vorstädten, die sich an Eigentum und Sitte halten, als auch Ausländer, die nützliche Dienste am Standort Frankreich ableisten, stehen unter der schützenden Hand der französischen Obrigkeit, haben sich in den von ihr bewachten Lebensverhältnissen ordentlich zu benehmen und ihr Elend friedlich zu teilen; sollte der Staat versäumt haben, ihnen *dabei* zu helfen, werden Gesetzgeber, Drogenfahndung und Fremdenpolizei das selbstverständlich mit aller nötigen Konsequenz nachholen... Erste Maßnahmen in diesem Sinne ergreift Chirac unmittelbar nach der Wahl mit der Ernennung einer neuen Regierung, die sich vorrangig um Kriminalitätsbekämpfung und Ruhe an den „Sozialen Brennpunkten“ zu kümmern hat: So führt er den Beweis, dass der Staatspräsident kein *bloßer* Populist ist, der vom Abräumen des Gesindels nur spricht statt den Franzosen zu geben, was sie verdienen.

So ist die *Konkurrenz* der Staatsmänner eine um die *Befugnis*, den Nationalismus als Berufungsinstanz aller Notwendigkeiten der Staatsräson zu beschlagnahmen. *Populismus* ist die unzulässige Besetzung dieses Rechts auf Legitimation der Herrschaft „im Namen des Volkes“, dessen Missbrauch für eigene Machtinteressen (die in dem Fall „schnöde“ heißen und nur „die niederen Instinkte“ des verehrten Volkes ansprechen). *Wem* also das Recht auf rechte Stimmen gebührt – das ist die Substanz dessen, was es in Runde 1 zwischen Chirac, Jospin und Le Pen zu entscheiden gab und nun eben als Alternative Chirac oder Le Pen zur Wahl steht. Das sagt *so* allerdings keiner.

*

Das gesamte gute Frankreich, bis auf die unverbesserlichen Le-Pen-Wähler und Linksradikalen „endlich wachgerüttelt“, ruft sich zur Entscheidung in einem Tableau von Alternativen auf, das an Absurdität kaum zu überbieten ist: *Eigentlich* ginge es um die Wahl Ausländerfreundlichkeit oder Fremdenfeindlichkeit, aufwärts mit oder Austritt aus Europa, Demokratie oder Faschismus, Sein oder Nichtsein der Nation. Als ob *das* die Differenz zwischen Chirac und Le Pen wäre, bzw. umgekehrt: Wenn sie das wäre, stünde sie niemals *zur Wahl*.

Die Gründe des Staatspräsidenten, in der Legende von „Republik oder Verderben“ den Part des Retters zu geben, sind aus seiner Position nur zu klar. Er ergreift die für einen Politiker selten gute Gelegenheit, die Befragung des Volkes, von wem es lieber regiert werden möchte, als den *puren Akt der Akklamation* seiner Herrschaft aufzuführen und abzurufen, der eine Wahl immer ist, in der kollektiven Ablehnung der nationalen Katastrophe Le Pen aber explizit *gefordert* wird. Mit dem Aufpusten der Führerwahl zur Entscheidung über Bestand oder Untergang Frankreichs reklamiert Chirac sein *Monopol* auf die Stimmen aller Nationalisten. Dafür stilisiert er seinen Herausforderer zur bodenlosen Fundamentalattacke auf alles Wahre und Schöne, beschwört „die Gefahr für Frankreichs Seele, seinen Zusammenhalt, seine Stellung in Europa und der Welt“, zeigt sich als Führer einer Nation, die „die Werte der bürgerlichen Revolution und die Menschenrechte verteidigt“, und fasst sein Wahlprogramm in 6 treffende Worte: „Vive la France. Vive la République“. Wie überflüssig eine rechte Alternative ist, erklärt der Präsident mit Verweis auf den prinzipiell be-

friedigenden Status Quo der Nation; *dafür*, mehr daraus zu machen, verlangt er den Schlußschluss von Staat und Volk. „Es gibt mehr Einnendes als Trennendes zwischen den Franzosen“: Weit blickend lobt er seine Citoyens, dass sie blöd genug sind, stolze Franzosen zu sein; *dafür* liebt er sie: „Frankreich braucht Sie, meine lieben Landsleute. Ich brauche Sie.“

Die Entscheidung der französischen Linken, sich in diese Alternative einzukaufen, bedarf einer eigenen Leistung. Bis auf die trotzkistische „Lutte Ouvrière“, die ihre 6,3% Wähler auch nicht im 2. Gang für Jospin aufgerufen hätte und nun keinen Grund sieht, dasselbe für Chirac zu tun, treten die Regierungsparteien Sozialisten, Kommunisten und Grüne, dazu Gewerkschaften, Intellektuelle und Gutmenschen, sowie klickende und singende Nationalidole von Zinedine Zidane bis Juliette Gréco für die Wahl des Präsidenten ein. In der *Sache* ohne Wenn und Aber, in der *Begründung* mit 1000 Bedenken: Denn einfach so zur Kenntnis nehmen, zur Bejahung welcher Alternative und Bevollmächtigung welcher Politik sie ihre Anhänger mobilisieren, wollen die neuen Wahlhelfer Chiracs auch wieder nicht. Zwar rufen über 1 Million Menschen auf den Mai-Demonstrationen „Rettet Frankreich!“ und spendieren ihrer *Nation*, *wie sie geht und steht*, den denkbar abstraktesten Freispruch für alles, was sie mit ihren Bürgern und auf der Welt anstellt und noch vorhat; und dieser bedingungslosen Loyalitätserklärung soll der staatsbürgerliche Treuebeweis folgen: „Auf zur Wahl!“ Stets aber beteuern sie, dass *das* nicht gemeint wäre, wenn sie die Marseillaise schmettern und Trikoloren schwingen: Nicht für Frankreich, wie es ist, und auch nicht für Chirac, den Sack, würden sie eintreten, sondern für die *Republik*, *wie sie sein könnte*, demonstrieren sie, also auch für das bessere, antifaschistische Frankreich. Nicht eben zerknirscht erzählen sie, wissenschaftlich ein „Übel“ zu wählen, aber natürlich „das kleinere“; und damit das Kunststück gelingt, Chirac zu wählen, aber eigentlich doch nicht, inszenieren sie das schlechte Gewissen zur guten republikanischen Tat: Gummihandschuhe und Nasenklammern sollen mit in die Kabine, wo vorm Ankreuzen die Faust geballt wird. So bleibt die linke Seele beim rechts Wählen unbefleckt, und aus der Not wird eine Tugend: Wer sonst als die Linke ist berufen, „den Faschismus zu stoppen“? Aufrechte Demokraten gehören auf die Straße und kämpfen gegen das Menetekel „Le Pen“: *Indem* sie zur Wahl Chiracs aufrufen, bewahren sie das Land vor dem Größten Anzunehmenden Unfall, den sie sich vorstellen können. „Chirac ist unser Gegner, Le Pen unser Feind“; der Präsident ist nicht ihr Typ, aber der andere wäre die „Wiederkehr von Vichy“. So verhindern auch französische Linke alle Jahre wieder die Gräueltat des anklopfenden Faschismus bzw. vaterlandsfeindlicher Verräterregimes und ziehen vor der real existierenden Demokratie den Hut.

*

Das Wahlergebnis fällt im Sinne der gestellten Alternative aus. Das ausländerfreundliche, internationalistische, menschenwürdige Frankreich wird mit 82:18 vor Rassismus, Nationalismus und Barbarei und damit für das demokratische Europa gerettet.

Indes ist die demokratische Kultur schon wieder einen Schritt weiter. Chirac mag „das beste Ergebnis aller Zeiten“ erzielt haben, eine grandiose Ermächtigung sei das aber nicht, dies qualifiziere ihn eher „zum schwächsten aller Präsidenten“. Wie das? Lässt der Freibrief fürs Regieren, den das Volk seinem alten/neuen Chef zweifellos ausgestellt hat, noch Wünsche offen? Offenbar, denn die Sorge zielt über die Wahl hinaus bereits auf die nächste: Kommt der Wähler, das wankelmütige Wesen, auf die Bedingtheit seiner Zustimmung für Chirac zurück, belohnt das Volk womöglich die patriotische Glanz-tat der Linken mit einem Sieg bei den Parlamentswahlen und zwingt den Staatspräsidenten erneut zur umständlichen „cohabitation“? Wie hält der Präsident es aus, wenn seine schöne Ermächtigung nicht zur unangefochtenen Macht-ausübung führt? So spannend kann Demokratie sein.

Nachdruck aus GEGENSTANDPUNKT 2-02

16 + 1 LEICHEN IN ERFURT ... – Fortsetzung von Seite 1, Spalte 4 unten

damit, wie sie mit den Herausforderungen dieser Welt fertig werden. Dabei präsentieren sie die Stufenleiter des normalen Wahnsinns, den sie mit dem Täter von Erfurt teilen.

Erstens ist ihm und ihnen klar, dass die zu Unrecht so genannte „Leistungsgesellschaft“ schon von früher Jugend an eine große Zahl Verlierer produziert, die dann beschissene „Lebenschancen“ haben. Warum das so ist, interessiert Journalisten und Amokläufer weniger; deshalb ein kurzer Nachtrag: Tatsächlich verlangt die Schule nicht die Erfüllung bestimmter Leistungsanforderungen, die mit entsprechender Vorbereitung im Prinzip alle erfüllen könnten, sondern veranstaltet zwischen ihren Schülern einen Vergleich, bei dem immer welche scheitern müssen, wenn andere relativ besser abschneiden. Die schulische Selektion erbringt die Leistung, für die es hierzulande Bildungsanstalten gibt: Sie verteilt die Heranwachsenden auf die unabhängig von ihren Lernleistungen qualitativ und quantitativ vorgegebenen Positionen einer Klassengesellschaft, öffnet den einen den Weg zu höheren Position und Einkommen und verdammt die anderen zu viel Arbeit und Armut.

Zweitens wissen Journalisten und Amokläufer, worauf es angesichts dieser Herausforderung ankommt: Auf Kritik an Schule und Gesellschaft nicht! Es kommt darauf an, bei den Erfolgreichen zu landen und nicht bei den Verlierern. Das ist das Schöne an der freiheitlichen Klassengesellschaft, dass die relative Leistung eines jeden der Hebel ist, über den sein Schicksal entschieden wird. Jeder ist seines Glückes Schmied und hat – selbstverständlich in Konkurrenz zu anderen – aus sich so viel zu machen, wie er kann und will. Schüler wie Lehrer sehen es so, dass an dem, was die Schule aus einem macht, sich zeigt, was er für eine ist. Der Platz, den der Leistungsvergleich einem Schulabgänger in der Gesellschaft zuweist, offenbart, was an „Begabung“ und „Willenskraft“ in ihm steckt: Jeder kriegt, was er verdient, und landet auf dem gesellschaftlichen Rang, auf den er gehört. Die quasi rassistische Ideologie der Erziehung macht das Ergebnis der Selektion zu einem Urteil über die Person und gibt Verlierern wie Siegern der Konkurrenz die schöne Auskunft mit auf den Weg, dass ihnen entspreche, was aus ihnen geworden ist.

Drittens ist den verständnisvollen Kommentatoren ganz klar, dass der zum „pursuit of happiness“ berechnete und verpflichtete moderne Mensch blöd genug ist, im Misserfolgsfall mehr an dem negativen Urteil über seine wertige Person als an dessen materiellen Folgen, der Armut, zu leiden. Zum Erfolg verpflichtete Zeitgenossen machen den Misserfolg in der Konkurrenz sich selbst zum Vorwurf und verachten sich, wenn sie nicht gut genug für das sind, worum es ihnen einzig geht: den Erfolg. Aktiv werden sie dann leichter in der Pflege ihres „lädierten Selbstwertgefühls“ als für eine Korrektur des wirklichen Misserfolgs. Der eine hält sich für einen ewigen „loser“ und hält an seinem Erfolgsmaßstab eisern fest, indem er sein untaugliches Selbst richtet. Auch unter Schülern ist Selbstmord nicht so selten. Andere wie Robert S. inszenieren einiges, um sich abnehmen zu können, dass sie – allen widrigen Umständen und ihrer realen Lage zum Trotz – zu den „winners“ gehören und nicht zu den vielen „losers“, die sie verabscheuen.

Viertens teilen die besonnenen Betrachter mit dem Amokschützen sogar die allgemeine Anerkennungssucht. Ihre Zitate setzen den Abschluss vom Abitur unmittelbar mit Blamage, Unglück unmittelbar mit Demütigung und Kränkung gleich, als ob das dasselbe wäre. Tatsächlicher Schaden gilt ihnen sofort als Schaden an „Image“. Ihnen ist klar, dass der ganze kompensatorische Selbstbetrug nichts wert ist, wenn es seinem Träger nicht gelingt, dafür Beifall und Bestätigung von einem Publikum einzusammeln. Sie verstehen, dass ein blamierter Konkurrenzgeier kein Abitur mehr braucht, sondern die Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre. Absolut gleichgültig gegen die Frage, ob der Schulverweis eine im juristischen Sinn gerechte Antwort auf die Fälschung ärztlicher Atteste ist, betrachtet ihn der gesellschaftlich geschätzte Größenwahn eines geborenen „winners“ – „gesundes Selbstbewusstsein“ heißt das unter anderen Umständen – als Diebstahl an seinem Recht auf Erfolg. Nur vor diesem Maßstab ist der Schulverweis ein Unrecht, eine Beleidigung sogar, die der Belei-

digte rächen muss, und eine Schmach, die er verdient, wenn er sie auf sich sitzen lässt. Sogar die letzte Spitze des Wahnsinns können brave Journalisten nachfühlen: Dass einer dem bodenlosen Idealismus der Ehre, dem verweigeren Respekt, den er sich wieder zu verschaffen gedenkt, sein eigenes Leben und das vieler anderer opfert, finden sie selbstverständlich übertrieben, aber keineswegs jenseits ihres Horizonts. Sie selbst wissen ja, was ihre liebste intellektuelle Beschäftigung ist, was sie unter Freunden und Kollegen an Angeberei, Mobbing und Ehrverletzung austeilen, wie schwer sie Zurücksetzungen verdauen und mit was für Verwünschungen sie diese zurückgeben. *)

II.

Nach dem Verständnis und als Einspruch dagegen kommt der Rückruf:

„Was immer den Täter getrieben haben mag – sei es Rache oder Größenwahn, sei es Enttäuschung, Verzweiflung über erlittene Kränkungen oder Hass auf übermächtige Autoritäten –, nichts davon vermag Art und Umfang der Tat zu erklären. Unzählige Menschen sind von ähnlichen Gefühlen geplagt und denken dennoch nicht im Traum daran, sich mit Pistole und Pumpgun auf den letzten Weg zu machen. ... Amokläufe sind derart selten, dass sie sich unmöglich aus Tatsachen oder Fiktionen erklären lassen, die in einer Gesellschaft gang und gäbe sind. (W. Safsky, FOCUS 18/02, S. 18)

Für solche Argumente hält sich die bürgerliche Welt wissenschaftliche Psychologen: Die gewussten und noch einmal aufgeführten Handlungsgründe des Rächers, die Gedanken und Anliegen also, derentwegen er seine Tat unternimmt, werden als eine zwanghafte Determination des Seelenapparats missverstanden, nur um dann die Unvollständigkeit dieser Determination aufdecken zu können: Andere gekränkte Ehrnicken schießen nicht! Also dürfen die bekannten Gründe nicht als Gründe der Handlung gelten. Der Sozialpsychologe im Focus argumentiert mit dem Unterschied zwischen Steinhäuser und anderen Leuten mit „ähnlichen Gefühlen“, will aber gar nicht wissen, worin beide sich unterscheiden: Steinhäuser hält so konsequent am Standpunkt seiner Ehre fest, mit der seine ganze Existenz steht und fällt, dass er ihrer Wiederherstellung sein ganzes, dadurch sehr kurzes Leben weihet. Andere mit demselben Rachebedürfnis bleiben so weit berechnende Realisten, dass sie sich beleidigt zusammenreißen und sich mit den Gehässigkeiten des zivilen Umgangs schadlos halten.

Die Gedankenfigur der Psychologie hat den einen Zweck, die Tat zu verräteln und der Spekulation Raum zu schaffen: Alles ist jetzt drin, von der verkorksten Psyche des vielleicht doch „richtig kranken“ Täters bis zum Wiedererscheinen „des Bösen“, an das eine aufgeklärte Welt immer wieder einmal erinnert werden muss. Die gezielte Verrätelung trennt die Tat von der Gesellschaft, in der sie entsteht, und den üblichen Techniken der Selbstbehauptung in ihr. Mit „uns“ und „unserer Art zu leben“ darf, also kann der Massenmord nichts zu tun haben. Jede Erklärung der Tat wird als viel zu weit gehende Entschuldigung des Täters und Beschuldigung des „Systems“ zurückgewiesen. Die geforderte absolute Missbilligung verlangt ein ebenso absolutes Unverständnis! Dann erst, wenn klar ist, dass keine Selektion, keine beschissene Lebenschance, keine erlittene Kränkung so eine Tat erklären kann, dürfen die alten Argumente wieder auftreten – freilich nicht mehr positiv, als Ursachen für die Entgleisung in Erfurt, sondern negativ: als Versagen eigentlich guter Institutionen, die mit ihrem Versagen einem kranken Hirn niemals Gründe, aber doch Anlässe für seine kranken Schlüsse geliefert haben. Da ist zuerst das Elternhaus, das, zu lauter guten Leistungen – Erziehung, Kontrolle und emotionale Obhut – bestimmt, an ihnen versagt haben muss. Dann die Schule, die entweder zu früh mit der Härte der Notengebung beginnt, Versager zu bald entmutigt und deren Verwahrlosung programmiert, oder eben zu spät und die jungen Menschen nicht rechtzeitig an Niederlagen gewöhnt. Näher hat das thüringische Schulgesetz versagt, das keine Ersatz-Abschlüsse für gescheiterte Abiturienten vorsieht, und die Leitung des Gutenberg-Gymnasiums, die es versäumte, dem womöglich sogar rechtlich nicht korrekten Schulverweis eine kleine Aussprache nachzuschieben und dem Ausgeschlos-

Die SG veranstaltet einen regelmäßigen Diskussionstermin alle 14 Tage mittwochs, 20.00 Uhr. Näheres unter www.sozialistischegruppe.de

Produktivitätssteigerung, die Armut schafft

Wie man weiß, wird die Arbeit von den Agenten dieser Produktionsweise mit allerlei „technischem Fortschritt“ beständig „effektiviert“, d.h. der Ertrag pro Arbeitsstunde wird immerfort gesteigert, was zunächst als eine feine Sache gilt. Von den als „negative Seite“ des „technischen Fortschritts“ verbuchten Härten weiß andererseits ausgerechnet die Arbeitswelt selbst zu berichten: Die Arbeit im Maschinenpark wird monoton, verursacht viel „Stress“, fordert Überstunden und die Zahl derer, die die „technisierte Arbeitswelt“ auf die Straße wirft und in die Armut entlässt, steigt beständig. Eine dauernde Steigerung der Produktivität, d.h. die Steigerung des Ertrags pro Arbeitsaufwand, ist offenbar identisch mit einer Erhöhung des Arbeitsaufwands und einer zunehmenden Verarmung auf Seiten der Arbeiterschaft.

Bemäße sich die Produktivität darin, wie viel Zeit und Mühe es die Produzenten kostet, eine bestimmte Menge an materiellem Reichtum herzustellen, so bedeutete ihre „Effektivierung“ mehr Reichtum in den Händen der Produzenten, weniger Arbeitsaufwand und mehr freie Zeit. Darum scheint es hierzulande nicht zu gehen.

Es gilt also, sich der verrückten Bestimmung zu widmen, die Produktivität im Kapitalismus hat,

- wo der einzige und verbindlich gültige Maßstab für Arbeitsaufwand und Arbeitsertrag als Geldsummen in der Unternehmerrechnung bilanziert wird,
- wo „Effektivierung“ und „Rationalisierung“ der Produktion ein Synonym für die Senkung von Lohnstückkosten ist,
- womit ausgesprochen ist, dass die fortwährende technische Revolutionierung einem einzigen Zweck dient: der Minimierung des Anteils der unmittelbaren Produzenten an dem von ihnen geschaffenen gesellschaftlichen Reichtum.

Das tun wir

**am Mittwoch, den 19. Juni 2002 um 20 Uhr
im Gebäude des Sprecherrats, Turnstr. 7 (1.OG), Erlangen.**

Fortsetzungstermine: 3. Juli, 17. Juli 2002

nen andere Bildungswege aufzuzeigen. Versagt hat die Gesellschaft, die Versager nicht aufhängt, der Jugendschutz, der Horrorfilme und Gewaltvideos nicht genügend indexiert, das Waffengesetz, die Schützenvereine und so fort. Wenn man die Ursachenforschung dank der Argumentationshilfen der Psychologie nur richtig anlegt, gerät sie automatisch zu einer Liste von Verbesserungsvorschlägen.

III.

Mit solchen tut sich der Bundespräsident bei seiner Trauerrede hervor; beredt widerruft er seine Rat- und Sprachlosigkeit mit einem Appell zur Menschlichkeit in dieser harten Leistungsgesellschaft.

„Unsere Kinder und Schüler müssen sich aneinander messen. Sie müssen lernen, Konkurrenz auszuhalten. Ohne Leistung, ohne Leistungsbereitschaft wäre die Schule wirklichkeitsfremd. Immer muss aber klar sein, dass die Beurteilung einer Leistung kein Urteil über eine Person ist. Kein Schüler, kein Mensch ist ein hoffnungsloser Fall. ... Niemand darf abgedrängt werden, niemand darf an einen Punkt kommen, an dem er glaubt, sein Leben sei nichts wert, weil er in einem bestimmten Bereich nur wenig leisten kann, weil er „nichts bringt“, wie man so sagt. Jeder ist wertvoll durch das, was er ist, und nicht durch das, was er kann.“

Natürlich muss es in unserer Gesellschaft weiterhin Konkurrenz und das dazugehörige Scheitern geben. Das darf niemand ändern wollen. Gegen das Scheitern ist nichts zu machen – aber vielleicht dagegen, dass es so schlecht ausgehalten wird. Bruder Johannes will die „Frustrationstoleranz“ fördern – und weiß auch wie: Genau dem Standpunkt, mit dem Robert Steinhäuser so folgenreich ausgerastet ist, der Ehrsucht, dem Bedürfnis nach abstrakter und unbedingter Anerkennung sind verbesserte Angebote zu machen. Wegen eines Versorgungsmangels mit dem Gut Ehre sollte keiner töten müssen: Mehr Trennung zwischen der Niederlage in der schulischen Leistungskonkurrenz und einem Werturteil über die Person sollte möglich sein; auch wenn es der Schule wie der werten Schülerpersönlichkeit in ihrem Verkehr miteinander auf gar nichts anderes als auf Leistung und Tabellenplatz ankommt. Neben der Absage an Aufstiegschancen muss die Schule Raum für die billige Beteuerung schaffen, dass auch Schüler, die „nichts bringen“, wertvolle Menschen sind. Der Aufruf des Präsidenten wird sofort in die Tat umgesetzt. Nach dem Massaker halten Schüler und Lehrer in Erfurt und ganz Deutschland inne und leben, bis der Schulalltag wieder los geht, das Dementi des schlimmen Verdachts vor, der auf einmal in allen Zeitungen stand: Nein, die Schule ist kein Ort kalter Konkurrenz, sondern ein Hort lebendiger Gemeinschaft; Lehrer und Schüler sind keine Feinde, Außenseiter werden nicht ausgegrenzt, Versager nicht gehänselt. Bis es mit Lehrplan und Notengebung wieder richtig

losgeht, liegen sich die Trauernden weinend in den Armen und fühlen sich gut.

Wenn das nicht genügt, um zu verhindern, dass die nötigen Niederlagen im jugendlichen Lebenskampf in Hass umschlagen, sollte wenigstens das Mögliche dafür getan werden, dass dieser Hass nicht auch noch durch schlechte Vorbilder auf Ideen gebracht wird. Man könnte Gewalt verherrlichende Filme und Videospiele verbieten, um der Rachsucht die industriell vorgefertigten „Gewalt- und Tötungsmuster, die abgerufen werden können“ (SZ 2.5.02), zu entziehen, so dass die böse Phantasie immerhin selber tätig werden muss. Aber halt! Diese Spiele bieten auch die Gelegenheit Aggression auszuüben, also abzubauen; und vielleicht ist mancher virtuelle Massenmörder gerade deshalb kein realer, weil sich in seinem Kinderzimmer „Killermonster, Sex-Bestien und Zombie-Mörder im täglichen Wechsel die Klinke in die Hand geben, spekulativ natürlich, um so gebannt und unschädlich gemacht zu werden“ (FAZ 7.5.02). Also Vorsicht mit schnellen Verboten – zur Stärkung des Jugendschutzes reicht der Bundesregierung vorerst ein Aufdruck auf den entsprechenden CDs, der klarstellt, für welche Altersgruppe das jeweilige Mordvergnügen das Richtige ist.

Sofern das phantastische Spielfeld nicht ausreicht, um den unvermeidlichen Hass in ungefährliche Bahnen zu lenken, muss der Wille zur Humanisierung der Gesellschaft noch radikaler einschreiten: Ohne Schießbeisen und Ausbildung hätte Robert S. natürlich nicht so viel Schaden anrichten können; sein Tötungswille hätte sich mit dem Küchenmesser behelfen müssen. Insofern könnte das Verbot von Waffenbesitz und Waffengebrauch wohltätig sein. Aber für Waffen und die Vereine der Waffennarren gilt dasselbe wie für die phantastischen Blutorgien. Schießen als Sport ist wertvoll – es kann günstig auf den seelischen Haushalt wirken und aggressive Außenseiter ins Vereinsleben integrieren. Dennoch ist eine Reform des Waffenrechts unausweichlich: Sportschützen sollten ihre Waffen nicht mit nach Hause nehmen dürfen, und wenn doch, dann ohne Munition. Und wenn sie sich daran sowieso nicht halten, dann sollten sie wenigstens ein paar Jahre älter sein, wenn sie zum Amoklauf aufbrechen.

Man sieht: Es ist gar nicht leicht, etwas zu ändern an diesem Deutschland, damit alles beim Alten bleibt – nur ohne Erfurter Konsequenzen.

Nachdruck: Radio Lora vom 06. Mai 2002

Die Redaktion des GEGENSTANDPUNKT kommentiert regelmäßig aktuelle politische Ereignisse in Radio Lora, München. Die wöchentlichen Analysen können nachgelesen werden unter:

<http://home.link-m.de/lora/gegenst/index.htm>

*) Mehr über diesen Kampf um Anerkennung in: Die Psychologie des bürgerlichen Individuums, München (Resultate-Verlag) ISBN 3-922935-00-1